

Wstland

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen ❖

JAHRG. III, NR. 17 / I. JUNI-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj
INHALT:

DR. RUDOLF SPEK NEUE AUFGABEN UND RICHT-
LINIEN FÜR UNSERE MUSEEN

MARIE KLEIN AUS DEN BRIEFEN EINES SÄCH-
SISCHEN STUDENTEN AN SEINE BRAUT

JULIUS DRASER GEDICHTE

JOHANN SCHUSTER JAHRESWENDE. NOVELLE

KULTURFRAGEN / KRITIK DES TAGES

MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLEITUNG

MUSIKBEILAGE: *WILLI HERMANN*: DER EINE ALLEIN.

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Czaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 17 — Erstes Juniheft — 1921

Neue Aufgaben und Richtlinien für unsere Museen

Von Dr. Rudolf Spet

Am 26. Juli d. J. sind es bekanntlich 200 Jahre, daß Baron Samuel von Brukenthal zu Leischkirch geboren wurde. Wir haben das Erbe Brukenthals in seinen Stiftungen. Dadurch steht Brukenthal auch heute noch in unserem Leben. Diese Stiftungen dürfen nicht nur verwaltet und erhalten werden wie ein Grabmal oder eine andere historische Erinnerung, sondern müssen weiter entwickelt werden wie es das Leben verlangt, dem sie angehören. Dies gilt vor allem von den Sammlungen, die heute in dem Baron Brukenthalschen Museum zusammengefaßt sind. Diese Sammlungen sind heute in der dringendsten Gefahr, zu einer toten Einrichtung zu werden, die sich nicht mehr vorwärts, sondern durch allmähliches Absterben immer mehr rückwärts entwickelt. Wollen wir das tatsächlich? Handeln wir dann wirklich „stiftungsgemäß“ im Sinne Baron Samuel von Brukenthals?

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, einen Entwurf darüber zu geben, wie die Baron Brukenthalschen Sammlungen zeitgemäß ausgestaltet und so dem Leben wieder zugeführt werden könnten. Es sind bloß Gedanken und Anregungen. Nichts weiter.

Jahrg. III., Erstes Juniheft.

Die Baron Brukenthalschen Sammlungen umfassen: die Bibliothek, die Gemälde- und Kupferstichsammlung, die Antikensammlung, Handschriften und Originalurkunden und endlich eine Sammlung von Hausaltertümern, sowie von Münzen, Schmuck- und Prunkgegenständen; in allerletzter Zeit ist auch das Karpathenvereinsmuseum in die Verwaltung der Baron Brukenthalschen Sammlungen übergegangen. Neben dem Baron Brukenthalschen Museum haben wir in Hermannstadt noch das Naturwissenschaftliche Museum mit seinen reichen Sammlungen. Parallel damit arbeiten drei Vereine, deren Tätigkeit mehr oder weniger den genannten Sammlungen zugute kommt: der Verein für siebenbürgische Landeskunde, der Siebenbürgische Verein für Naturwissenschaften und der Sebastian-Hann-Verein. Bei den geringen uns zur Verfügung stehenden Kräften müßte vor allem eine Vereinigung aller Sammlungen zu einem Zentralinstitut angestrebt werden, wobei sich die genannten drei Vereine organisch mit ihrer Tätigkeit eingliedern könnten. Es würde dadurch eine Konzentration und damit eine Steigerung der vorhandenen Kräfte erzielt werden können. Es er-

gäbe sich damit als erste Forderung: die Schaffung eines Zentralmuseums, dem die Baron Bruckenthal'schen Sammlungen und das Naturwissenschaftliche Museum als gleichberechtigte autonome Teile angehören und dem die genannten drei Vereine ihre Dienste zur Verfügung stellen.

Dies Zentralmuseum zerfiel in drei Teile: in das eigentlich sächsische Nationalmuseum, in die Bibliothek und in das naturwissenschaftliche Museum.

I. Das eigentlich sächsische Nationalmuseum.

Dieser Teil des zentralen Institutes müßte alles umfassen, was sich auf die sächsische Volkskunde bezieht. Es müßte danach gestrebt werden, ein möglichst umfassendes Bild des sächsischen Volkes der Nachzeit zu überliefern. Dr. G. A. Schuller hat im 31. Jahrgang des Korrespondenzblattes des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (1908), S. 121 ff. die Richtlinien zu einem derartigen Museum gezeichnet. Das Nationalmuseum hätte folgende Teile zu umfassen, wobei wir im allgemeinen den Ausführungen Dr. G. A. Schullers folgen.

a) Zunächst müßte ein Bild der sächsischen Stadt und des sächsischen Dorfes auf baugeschichtlicher Grundlage geboten werden, d. h. Grundriß und Aufbau des Hauses und besonders derjenige unserer Kirchenburgen müßte aufgenommen werden: Historiker und Architekten müßten sich dabei gegenseitig in die Hände arbeiten. In diese Abteilung gehörte auch all dasjenige, was auf die Entwicklung der sächsischen Siedelungen (Bauordnungen, Stadt- und Dorfpläne) Bezug hat. Jede wesentliche Umänderung im äußeren Bilde des Dorfes oder der Stadt müßte festgehalten und in dieser Abteilung der Nachwelt überliefert werden.

b) Die zweite Abteilung hätte all das zu umfassen, was das sächsische Haus im Innern darbietet, d. h. alles, „was das häusliche Leben der Sachsen, also die unmittelbarste Äußerung ihrer Eigenart in den verschiedenen Zeiten ihres kulturellen Entwicklungsganges widerzuspiegeln geeignet erscheint — also alle Gegenstände der Hauseinrichtung, die Gebrauchsgegenstände des häuslichen Lebens mit Einschluß allgemein verbreiteter Werkzeuge der Hausindustrie, endlich die Kleidungsstücke und im Zusammenhang damit die zum Schmuck, zur Stütze und zum Schutz des Körpers dienenden Gegenstände.“ Anfänge zu einer derartigen Sammlung sind im Baron Bruckenthal'schen Museum vorhanden; diese Abteilung des eigentlichen Nationalmuseums könnte durch das Karpathenvereinsmuseum und durch die städtische Rüstkammer auf das glücklichste ergänzt werden. Dadurch könnten klare und treue Bilder der sächsischen Vergangenheit den Lebenden vorgeführt werden, wobei aber auch immer auf die Sammlung des in der Gegenwart Wertvollen und Charakteristischen Rücksicht zu nehmen wäre. Dr. Schuller gibt als zunächst anzustrebendes Ziel einer derartigen Sammlung an: 1. Zusammenfassung alles älteren Materials aus der Zeit vor dem 17. Jahrhundert, 2. ein Bauernzimmer des 17.–18. Jahrhunderts, 3. je ein Bürgerzimmer des 17. und des 18. Jahrhunderts, 4. je ein Patrizierzimmer des 17. und 18. Jahrhunderts.

c) Zunächst wesen, d. h. eine Abteilung für alle Gegenstände der geschichtlichen Entwicklung des sächsischen Gewerbebetriebes bis auf die Gegenwart. Um ein klares Bild zu erhalten, wäre es notwendig, wie Dr. G. A. Schuller betont, daß jede Zunft eine gesonderte Aufstellung erhalte und innerhalb der Einzelzunft die geschichtliche Weiterbildung berücksichtigt würde. Eine derartige Samml-

lung müßte demgemäß vor allem alle Werkzeuge umfassen, die im Rahmen der betreffenden Zunft benützt wurden, und dann alle Zunftkleinodien wie Zunftlade, Zunftbecher, Zunftartikel, Gesellenbriefe, Wanderbücher, Meisterzeugnisse, Bruderschaftsverzeichnisse. Alte Bilder mit Darstellungen aus dem gewerblichen oder geselligen Leben der betreffenden Zunft dürften nicht fehlen. Bei der Ausgestaltung dieser Abteilung wie auch aller übrigen hätten die Nachbarschaften reichlich Gelegenheit mitzuarbeiten. Besonders wertvoll würde diese wie auch jede andere Abteilung des Nationalmuseums, wenn für jeden Gegenstand die genaue sächsische Bezeichnung beigefügt würde.

d) Landwirtschaft. Diese Sammlung müßte alle außer Gebrauch gekommenen landwirtschaftlichen Geräte sowie die alten symbolischen Merkzeichen der Feldordnung und des Flurschutzes umfassen. Ergänzt würde diese Abteilung durch eine Sammlung von Flurfarten, wodurch unserer Agrargeschichte wertvolles Material geboten werden könnte.

e) Rechtswesen. Hieher gehörten die symbolischen Zeichen der Gerichtshoheit, der Polizei- und Marktordnung, der Amtsgewalt einzelner Würdenträger; die Amtskleider, Uniformen und Waffen der Beamten und Diener; endlich die Mittel der „peinlichen Frage“ und diejenigen, womit die Körperstrafen vollzogen wurden.

f) Volkskundliches im engeren Sinn, d. h. alle Gegenstände, die in Sitte und Brauch, in Scherz und Spiel die Eigenart des sächsischen Volkslebens widerspiegeln. Dr. G. A. Schuller unterscheidet dabei 1. Ausdrucksmittel symbolischer Gebräuche, 2. Unterhaltungsmittel und Spielzeug, 3. Darstellungsmittel und Kostüme bei altherkömmlichen, szenischen Aufführungen, 4. die wechselweisen Geschenke der Burschen und Mädchen, der Brautleute und Gäste,

sofern sie altherkömmlich und kennzeichnend sind.

g) Kirchliche Kunst und kirchliches Kunstgewerbe. Hierher gehörte auch als Aufgabe und Ziel all das, was Dr. Victor Roth in seinem Aufsatz, „Der gegenwärtige Stand unserer Kunstgeschichtsforschung und ihre weiteren Aufgaben“ im II. Februarheft 1921 dieser Zeitschrift niedergelegt hat. Diese Abteilung könnte nach Dr. G. A. Schuller auch durch eine Sammlung von Schulaltertümern ergänzt werden.

h) Endlich würden noch die im Baron Bruckenthal'schen Museum befindliche Handschriftensammlung und die archäologische Sammlung zu dem Nationalmuseum im engeren Sinne gehören.

i) Die Gemäldegalerie könnte als Sammlung eines einzigen sächsischen Mannes am besten auch diesem Nationalmuseum angegliedert werden. Während alle übrigen Teile ständig ergänzt werden müßten, würde die Gemäldegalerie ein abgeschlossenes Ganzes bilden, das, sofern es sich um Neuerwerbungen aus dem Gebiet der auswärtigen Kunst handelte, nicht erweitert würde. Wir sind als Volk zu arm, um uns die Pflege einer ständig sich erweiternden und zu ergänzenden Gemäldesammlung leisten zu können. Etwas anderes wäre es, wo es sich um die heimische Kunst handelte, da müßte darnach gestrebt werden, daß alle guten Vertreter der heimischen Kunst durch einige ihrer besten Schöpfungen vertreten seien. Dasselbe gälte von Künstlern, die mit unserer Heimat und unserer Kultur irgendwie in enger Berührung gewesen waren oder noch sind. Dadurch käme der Gedanke eines Nationalmuseums auch in der Gemäldegalerie zur Geltung. Die Aufgabe der Galerie gegenüber bestände demnach vor allem in der entsprechenden Pflege und Konservierung der Bilder,

also in deren Erhaltung — während die übrigen Abteilungen des Nationalmuseums organisch weiterentwickelt werden müßten.

Von den eingangs erwähnten Vereinen müßte sich der Sebastian-Hann-Verein in erster Linie und dann ergänzend der Verein für siebenbürgische Landeskunde in den Dienst des Nationalmuseums stellen und die Pflege dieser Abteilung des Zentralmuseums sich besonders angelegen sein lassen.

II. Die Bibliothek.

Die Bibliothek müßte außer den Baron Bruckenthal'schen Büchersammlungen auch die Bibliothek des Naturwissenschaftlichen Vereins und diejenige des Landeskonfistoriums umfassen, um wirklich eine zentrale Bibliothek darzustellen und auch um eine unnötige Doppelschaffung von Werken zu verhindern. Die Aufgabe der Bibliothek wäre eine wissenschaftliche und eine praktische.

a) Die wissenschaftliche Aufgabe der Bibliothek bestände in erster Linie in der Publizierung der in der Bibliothek vorhandenen bibliographischen Schätze. Außer den Inkunabeln ist noch keine einzige Abteilung der Bibliothek erschlossen worden: besonders die reiche Sammlung von Büchern aus dem 17. und 18. Jahrhundert harret noch ihrer Bearbeitung.

Ebenso wäre eine Arbeit über die geschichtliche Entwicklung der Bibliothek, fernerhin eine solche über die reichhaltige Kartensammlung notwendig.

Endlich gehörte zu den wissenschaftlichen Aufgaben der Bibliothek auch die Bearbeitung und Herausgabe eines Katalogs.

b) Wesentlicher als die wissenschaftliche wäre die praktische Aufgabe der Bibliothek. Diese bestände

1. in einer systematischen Er-

gänzung der vorhandenen Büchereibestände, wobei alle Wissenszweige gleichmäßig zu berücksichtigen wären. Um wirklich lebendig dem Leben zu dienen, wie dies die Aufgabe einer Bibliothek zu sein hat, ist es notwendig, daß die Bibliothek das für die wissenschaftliche Arbeit nötige Handwerkzeug zur Verfügung habe. Es geht nicht an, daß eine Bibliothek bloß antiquarisches Interesse erregt, wie dies bei dem derzeitigen Zustand der Baron Bruckenthal'schen Bibliothek leider der Fall ist. Die großen Nachschlagswerke müßten aus allen Wissenszweigen vorhanden sein. Ein besonderes Gewicht wäre darauf zu legen, daß Werke, die sich auf den östlichen Kulturkreis beziehen, möglichst vollständig vertreten seien. Wir dürfen niemals vergessen, daß wir im Südosten Europas wohnen und daß uns infolgedessen die Probleme dieses Teiles der Welt viel näher liegen als diejenigen des Westens. Wie wir in unserer Geschichtsforschung gut täten, die Entwicklung des sächsischen Volkes mehr in die allgemeine Umgebung und die allgemeinen Zusammenhänge hineinzu stellen, als sie losgelöst davon zu betrachten, so müßten wir dies auch bei der Ergänzung der Bibliothek berücksichtigen. Dasselbe ist auch bei den übrigen Wissenszweigen der Fall.

2. Ein großes Gewicht wäre auf die Fachzeitschriften zu legen. In den Zeitschriften kommt das wissenschaftliche Leben am unmittelbarsten zur Geltung; infolgedessen sind die Zeitschriften unumgänglich notwendig. Auch bei den Zeitschriften ist darauf zu achten, daß wirklich Notwendiges vom Unnötigen geschieden wird und daß vornehmlich die auf den Osten bezüglichen Zeitschriften vertreten seien. Es ist doch völlig absurd, daß in der Baron Bruckenthal'schen Bibliothek derzeit etwa die „Hanauer Geschichts-

blätter“ oder die „Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde“ vertreten sind, die allerdings auf dem Geschenkwege der Bibliothek zukommen, während die „Geographische Zeitschrift“ und die „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“ oder etwa die „Zeitschrift für slawische Philologie“ fehlen.

Es müßten unbedingt alle wissenschaftlichen Zeitschriften vertreten sein, die in rumänischer oder ungarischer Sprache auf dem Gebiete Rumäniens erscheinen; dazu mindestens die führenden wissenschaftlichen Organe Ungarns und Österreichs, da unsere Kultur organisch mit diesen Ländern verbunden ist. Erst dann käme der übrige Westen, wobei dieser auch nur insoweit Berücksichtigung zu finden hätte, als er auf den Südosten und Osten Europas Bezug nimmt.

3. Eine wesentliche Aufgabe der Bibliothek bestünde ferner in der möglichst vollständigen Sammlung aller deutschen Druckerzeugnisse von dem Gebiete Rumäniens, wobei aber selbstredend nicht jede nichtsagende Druckforte zu sammeln wäre. Dabei dürfte nicht nur an die sächsischen Erzeugnisse gedacht werden, sondern es müßte darnach gestrebt werden, die gedruckten Äußerungen aller deutschen Stämme Groß-Rumäniens zu sammeln — von den großen Tageszeitungen angefangen bis zu dem kleinsten und anspruchlosesten Kalender. Die Bibliothek sollte damit darnach trachten, ein möglichst umfassendes Bild des deutschen Geisteslebens im Osten Europas zu geben und es wie in einem Brennspiegel widerzuspiegeln.

4. So wie in der Sammlung aller deutschen Druckerzeugnisse über den Rahmen des bisher allzusehr Sächsischen hinausgegangen werden müßte, müßte man sich ferner bemühen, mit den In-

stituten zur Kunde des Auslandsdeutschums im Deutschen Reich in Verbindung zu treten. Wie bekannt, hat der Zusammenbruch im deutschen Volk ein großes Interesse für alles Auslandsdeutschum gezeitigt. Während in der Wilhelminischen Epoche das Interesse für das Deutschtum der Diaspora ein sehr geringes war und sich eigentlich nur um einige wenige Vereine gruppierte, so ist es heute im Reich allgemein. Der Grund dazu liegt einmal darin, daß durch den Friedensvertrag von Versailles viel ursprünglich zum Reich gehöriges Deutschtum zu Auslandsdeutschum geworden ist und dann wohl auch in der Erkenntnis, daß die berufenen Pioniere deutscher Kultur- und Handelsbestrebungen die Auslandsdeutschen sind, denen bei dem Wiederaufbau des deutschen Ansehens in der Welt eine große Rolle zufällt. Neben anderen Organisationen ist es vor allem das Deutsche Auslandsinstitut (D. A. I.) in Stuttgart, das sich die organisatorische Zusammenfassung aller Auslandsdeutschen im großen Stil zur Aufgabe gemacht hat. Mit diesem Institut wie auch mit den übrigen Organisationen dieser Art müßte die Bibliothek in enge Fühlung treten. Die Bibliothek müßte die Zentralstelle sein, von wo aus alle Auskünfte bezüglich des Deutschtums im Südosten sicher und zuverlässig gegeben werden könnten. Wir könnten bei einer derartigen Einstellung in reichem Maße die Gebenden werden — bisher nahmen wir bloß! Diese Auskünfte könnten sich nicht nur auf das Deutschtum in Rumänien und dann im Südosten überhaupt beziehen, sondern auch auf alle Verhältnisse der umwohnenden Völker und der umliegenden Natur. Nach dieser Richtung müßte die Bibliothek des Zentralinstitutes Hand in Hand mit dem von Dr. Richard Csaki im II. Januarheft 1921 dieser Zeitschrift vorgeschlagenen

„Kulturamt“ vorgehen, indem der Bibliothek die mehr sammelnde, wissenschaftliche Seite zufiele, während das Kulturamt die praktische Verwertung im Sinne Dr. Richard Esafis durchzuführen hätte.

5. Eine nicht unwesentliche Aufgabe der Bibliothek bestünde in der Ausnützung der Dubletten. Dabei müßte mit der Deutschen Bücherei in Leipzig Fühlung genommen werden. Die Deutsche Bücherei in Leipzig hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gesteckt, alle auf der Welt in deutscher Sprache erscheinenden Erzeugnisse möglichst vollständig zu sammeln. Durch eine entsprechende Verwertung der Dubletten könnte nun durch die Bibliothek des ostdeutschen Zentralmuseums dafür gesorgt werden, daß auch das Ostdeutschtum dort entsprechend vertreten sei, was bisher unseres Wissens nicht der Fall ist. Im Tauschverkehr könnten dafür andere für uns wichtige Werke und Bücher erworben werden.

6. Ein ebenso großes Gewicht wie auf die Sammlung der gedruckten Erzeugnisse wäre auf eine Sammlung und entsprechende Verarbeitung aller Karten zu legen, soweit sie sich einmal unmittelbar auf deutsches Siedlungsgebiet, dann aber auch auf den Südoften im allgemeinen beziehen. Diese Kartensammlung könnte durch eine Zusammenstellung von charakteristischen Bildern und Aufnahmen ergänzt werden, wobei die photographischen Platten womöglich selbst aufzubewahren wären.

7. Derjenige Verein, der sich die Pflege der Bibliothek als besondere Aufgabe zu stecken hätte, wäre der Verein für siebenbürgische Landeskunde. Die Bedeutung des Vereins für das Museum läge vornehmlich darin, daß der Verein mit einer ganzen Reihe in- und ausländischer Vereine in Schriftentausch steht.

Die dritte Abteilung wäre endlich

III. Das Museum für Naturwissenschaften.

Dr. Arnold Müller hat im Juniheft (1920) dieser Zeitschrift die Richtlinien gezeichnet, die notwendig wären, um dies Museum zu einem Institut für heimische Naturforschung auszubauen.

1. Zu den Aufgaben dieses Teiles des Zentralmuseums gehörten nach Dr. Arnold Müller die systematisch-naturkundliche Landesaufnahme, damit von diesem Institut aus über die heimische Tier- und Pflanzenwelt, über Mineralien und Gesteine, über geologische Verhältnisse des Landes Bescheid gegeben werden kann. Mit Recht kann es als beschämend bezeichnet werden, daß fremde Forscher sich in Fragen über naturkundliche Verhältnisse nicht an uns wenden, sondern fremde Quellen suchen müssen, weil wir nicht in der Lage sind, entsprechend Auskunft geben zu können. Nach dieser Richtung ergibt sich so wie bei der Bibliothek auch die Möglichkeit, uns einzuschalten in das große wissenschaftliche Leben. Trotz unserer geringen Mittel, denn es gibt unzählige Fragen, wo nur wir absolut sicheren Bescheid geben können, weil wir eben an der Quelle sitzen.

2. Neben der naturkundlichen Landesaufnahme stünde selbstredend als eine der wichtigsten Aufgaben die Sammlung aller naturkundlichen Objekte. Bei der Art der Materie versteht es sich von selbst, daß der Rahmen eines spezifischen Heimatsmuseums oft durchbrochen werden müßte.

3. Endlich wäre darnach zu trachten, einen Raum für vergleichende anatomische und entwicklungsge-schichtliche Präparate einzurichten.

4. Was zum Schluß die Bibliothek des Naturwissenschaftlichen Museums anlangt, so hätte sie in der zentralen Bibliothek ihre Verwaltung zu finden, wodurch auch eine Entlastung für diesen

Teil des gedachten Zentralinstitutes ein-
treten würde. Eine Handbibliothek dürfte
selbstredend im naturkundlichen Institut
nicht fehlen.

5. Derjenige Verein, der das natur-
kundliche Institut des ostdeutschen Zentral-
museums zu pflegen hätte, wäre auch in
Zukunft wie bisher der Siebenbürgische
Verein für Naturwissenschaften.

* * *

Wir stehen am Ende. Vollständig-
keit wollte nicht erzielt werden, dazu
fehlt es auch an Raum. Bewußt sind vor
allem die rechtlichen Seiten eines der-
artigen Zusammenschlusses unserer wissen-

schaftlichen Vereine und Institute um-
gangen worden. Es ergibt sich eine Reihe
von komplizierten Fragen, die aber alle
erledigt werden können, wenn ein ehr-
licher Wille vorhanden ist.

Durch eine großzügige Aktion könnte
es möglich gemacht werden, den in den
obigen Zeilen kurz angedeuteten Plan
Wirklichkeit werden zu lassen. Es muß
aber großzügig gehandelt wer-
den, damit kein Flickwerk herauskommt
— sonst sollte der Plan lieber Utopie
bleiben. Denn Flickwerk und Dilettantiz-
mus ist allzureichlich vertreten unter uns,
weil wir zu oft — „prudentes et circum-
specti“ sind. Vestigia terrent!

Aus den Briefen eines sächsischen Studenten an seine Braut / 1820—1825

Von Marie Klein

(Schluß.)

VI. Schluß.

Im Oktober 1824 ist der junge Sieben-
bürger in Ofen. Von hier aus erklärt er
der Braut diesen Aufenthalt wie folgt:

„Ich kam einmal darauf, für diesen
Winter meine Werkstätte nach Rom zu
verlegen, besonders da ich von Genua
aus, wo ich unlängst war, keinen weiten
Weg dahin hatte, aber ich hatte Dir zum
neuen Jahr das Versprechen Dich zu be-
suchen, zugesichert und wirklich liegt in der
Erfüllung dieses Versprechens so viel
Süßes, daß ich jenen Gedanken sogleich
aufgab und mit klopfendem Herzen den
Weg zu Dir nahm. Aber ein Brief
meines Vaters kam mir entgegen
und zeigte mir an, daß meine
Person in Siebenbürgen nicht
sicher sei. Wenn nun auch wirklich so
viel an der Sache nicht sein sollte, so
mußte ich doch dem dringenden Wunsch
meines Vaters, diesmal nicht dahin zu
kommen, nachgeben und meinen Aufent-

halt am süglichsten in der ungarischen
Hauptstadt wählen, in der ich, wegen den
Gesetzen dieses Landes, in mehr als einer
Hinsicht meine Pläne besser verfolgen zu
können glaube, als in Wien oder selbst
in Siebenbürgen. Somit bin ich also nur
6 Tagereisen von Dir entfernt — nicht
mehr 2 oder 3 hundert deutsche Meilen —
wenn Du doch einmal Lust bekommen solltest
mich zu besuchen, so schreib' es, damit ich
Dir entgegenkommen und Dich sobald als
möglich ans Herz drücken könne. Daß es
Dir hier gefallen würde, glaube ich fast
mit Gewißheit sagen zu können. Eine Stadt
von 90.000 Menschen, die im Steigen ist,
ihre seltene Lage zu beiden Seiten des
größten europäischen Stromes, die Nähe
Wiens, wohin man von hier — nach der
neuen Einrichtung — in 28 Stunden
fahren kann, die mäßige Entfernung
unseres Vaterlandes selbst, stehen gegen-
einander in einem so glücklichen Ver-
hältnis, daß in dieser Hinsicht wenigstens

ein beneidenswertes Leben geschaffen werden könnte.“

Sie widersteht, trotz ihrer Sehnsucht nach ihm, doch der Versuchung ihn in Ofen zu besuchen. Später schlägt er ihr eine geheime Zusammenkunft in Mehadia vor. Er bittet sie hin zu reisen. Er werde dann, ohne daß jemand es wisse, dies Bad auch besuchen und nach langer Zeit wieder einmal einige Wochen hindurch mit ihr vereint glücklich sein. „Da könnten wir uns einmal aussprechen. Es wäre eine kostbare Zeit. Denke darüber und wenn Du kannst und willst, so schreibe mir, daß ich Dir Geld schicke.“

Sie bleibt auch diesmal fest, aber sie klagt über die Verhältnisse, die sich noch immer ihrem Glück entgegenstellen. Insbesondere über die Härte seines Vaters, dessen Äußerungen sie gekränkt haben.

Er versichert ihr, daß trübe Stimmungen auch ihn oft heimsuchen, aber er will sich nicht hinsetzen und Klageslieder anstimmen, er wartet mit dem Schreiben, bis sich die Wolken verziehen und wieder Sonnenschein am Himmel ist.

Zu einer Sinnesänderung werden ihn die Äußerungen seines Vaters nie bestimmen, darauf kann sie sich verlassen.

Ihre Klagen zerreißen ihm das Herz und doch bittet er sie, ihm nur alles Drückende was sie quält zu berichten. „Dem Mitfühlenden, der uns versteht, das Herz ausgießen tut wohl und erleichtert die Schwermut. Ich wünschte, meine Liebe, du tätest es immer ohne Zurückhaltung.“

Wenn ich gleich meinen Teil an diesen Verhältnissen auch habe, so habe ich doch auf meiner Bahn des Handelns helfende Mächte, die Dir in Deiner leidenden Zurückgezogenheit fehlen.“

Im Sommer des Jahres 1825 schreibt er ihr, daß er es schon lange erwartet habe, daß man in der Heimat sein langes Hinausziehen des Studiums nicht be- greifen werde.

Von ihrer Seite hat er keinen Abfall zu befürchten, das weiß er, aber er will ihr nun doch ausführlicher seine Handlungsweise erklären und damit ihren liebevollen Glauben zu überzeugter Einsicht erheben.

Er schildert ihr, wie der Kreis, in dem er sich mit seinen Studien herum bewegte, anfangs weniger bedeutenden Umfangs war. „Mit der Untersuchung der Staatsverhältnisse begriffen, fielen mir damals die Krankheiten des Körpers und der Lauf der Gestirne und der bewunderungswürdige Bau der Pflanzenwelt gar nicht ein; den weiten Grund jener zu erforschen, war mein Streben. Aber bald mußte ich einsehen, woran ich früher nicht gedacht und was der Grundfehler des gewöhnlichen wissenschaftlichen Verfahrens ist, daß ja eben darin der große durchgreifende Unterschied des historischen und philosophischen Wissens liegt, daß jenes nur einzeln — gleichviel ob in größerem oder geringerem Umfang — dieses nur im Zusammenhang aller Verhältnisse aufgefaßt werden kann.“

Wollte ich nun jemals zu einer Ge- wißheit kommen, so mußte ich meine Augen auf die Welt im großen und in ihrer Gesamtheit richten. Ein Unter- nehmen, wozu meine Hilfsquellen ent- fehllich abstachen und bei deren Entdeckung mich die meisten für wahnsinnig gehalten hätten. Aber es blieb doch ein Unter- nehmen und das Unternehmen gedieh zur Ausführung.

Diese Farbe tragen meine längeren Aufenthalte in Wien und meine seitherigen weiten Reisen, die ihre Richtung nicht dem Spiel des Zufalls, sondern eben dem Plane danken. Und selbst mein jetziger, längerer Aufenthalt in Ofen, den ich nur durch einen Besuch Siebenbürgens zu unterbrechen gewünscht hätte, liegt nicht außer meiner Absicht. Auf österreichisches Gebiet sollte ich kommen, teils um meinen

Vater zu beruhigen, teils um durch eine Umgehung der inländischen Zensur mir das Vaterland nicht auf immer zu versperren, teils um den Anteil der österreichischen Länder an meiner Arbeit nicht zu verlieren.

Wenn ich aber nun zurückgekommen, welchen Ort sollte ich mir zur weiteren Ausführung meines Planes wählen? Wie es in allen österreichischen Ländern, außer in denen der ungarischen Krone zugeht, ist bekannt. Es blieben also nur die letzteren übrig. Von diesen ist Siebenbürgen von der gebildeten Welt nicht nur weit entlegen, sondern durch Sandwüsten abgeschnitten. Seine Verbindung mit jener verdient kaum eine Erwähnung, Buchdruckereien und Buchhandlungen sind noch in elendem Zustand. Konnte ich sonach noch einen anderen Ort wählen, als den, wo ich mich eben befinde? —

Was kann etwa noch befremden? Die lange Dauer meiner Arbeit? Wenn Kant, der berühmte Kant an vier Verhältnissen, deren Zusammenstellung noch einen Verteidiger braucht, zwanzig Jahre lang gearbeitet, wenn der wahrhaft edle Fichte als sechzigjähriger Mann mit schönen Hoffnungen seine Augen geschlossen, wenn Schelling, der geniale Denker als Jüngling etwas zu geben angefangen, dessen Ganzes er bis heute noch der Welt schuldig ist; wenn der jetzt so viel gelesene Krug bloß zu der Zusammenstellung der Kant'schen Gedanken nach eigenem Plan acht Jahre verwenden konnte — dann arbeite ich noch nicht lange, und es bleibt mir auf diese Rechnung noch manches schöne Jahr übrig, ohne daß ich fürchten muß, zu spät zu kommen.“

Ob diese Aussichten für die Braut erfreulich waren, bleibt dahingestellt. Aus seinen Andeutungen geht hervor, was wir aus anderen Quellen heute klarer wissen, daß der junge Doktor ein großes,

philosophisches Werk schaffen wollte. Diesem Ideal, das er in ernster Arbeit zu erreichen hoffte, opferte er viele Jahre seines Lebensglückes, und gedachte der Menschheit etwas zu schenken.

Es macht einen Teil der Tragik seines Lebens aus, daß er das Riesengebäude, an dem er noch Jahrzehnte lang arbeitete und für welches er immer neues Material sammelte, nie unter Dach gebracht hat. Er hat mit gelehrten Abhandlungen aus den verschiedensten Zweigen des Wissens vielfache Auszeichnungen und Preise von gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes errungen. Er ist korrespondierendes Mitglied der Londoner Akademie der Wissenschaften geworden und Ehrendoktor der Universität Göttingen. Er ist später in eine hervorragende Stellung nach Hermannstadt berufen worden. Aber seine Hauptaufgabe hatte er doch in dem philosophischen System gesehen, welches er schaffen wollte.

Im Jahre 1825 glaubte er auf einem Punkt angekommen zu sein, von dem aus ihm der Weg zum Ziel ganz klar schien.

Nun war er entschlossen, nicht mehr seine ganze Zeit diesen gelehrten Arbeiten zu widmen und endlich auch an das praktische Leben zu denken. Er wurde Privatdozent an der Universität in Pest und gleichzeitig eröffnete er eine Advokaturkanzlei.

Damit war endlich das Eis gebrochen, welches sich zwischen ihm und seinem Vater bergehoch aufgetürmt hatte.

Jetzt war dieser ganz stolz auf den gelehrten Sohn, der eine so schöne Stellung hatte. Er empfing ihn mit offenen Armen.

Doppelt glücklich eilte von Broos aus der Bräutigam zur Braut nach Urwegen. Das Wiedersehen war so schön, wie beide es erträumt hatten. Sie waren in ihrer Liebe sich gleich geblieben. Auf einem Ball in Mühlbach schaltete der

junge Forscher seine Gelehrsamkeit aus und zeigte sich von seiner liebenswürdigen Seite als der flotte Tänzer und geistreiche Gesellschafter, der einst auch in vielen geselligen Kreisen Deutschlands gefeiert worden war.

Die Rückkehr in die Heimat sollte auch diesmal nur ein kurzer Besuch werden. Noch hatte der erst jetzt in Amt und Würden Eingetretene keine Wohnung, in die er seine junge Frau hätte führen können und manche andere Vorbereitungen sollten in Pest erst getroffen werden.

Da aber sein Vater die Einwilligung zur Heirat jetzt unerwarteter Weise gab, wurden alle früheren Pläne in den zwei letzten Tagen seines Urlaubes über den Haufen geworfen und es fand am 6. März 1825 die Trauung des Paares in Urwegen mit großer Feierlichkeit statt. Die Maske des hier als „Anonymus“ aufgetretenen Brieffschreibers wollen wir nun lüften.

Es war der weitgereiste, gelehrte Dr. Gottfried Müller, der spätere kaiserliche Rat und Direktor der Hermannstädter Rechtsakademie, der in der stillen, kleinen Dorfkirche seiner Braut, Susanne Modjesch das Jawort gab.

Die Jugendgeliebte, die noch vor kurzem ihm geschrieben hatte, daß sie für ihn sterben könne, wenn es sein müsse, sollte nun für ihn leben.

Einen romantischen Einschlag erhielt diese Hochzeit dadurch, daß der junge Ehemann von der Hochzeitstafel, nach dem Trinkspruch auf die Neuvermählten, aufstand und nach Pest zurück reiste.

Von hier wechselte er noch einige Briefe mit seiner Gattin, wie früher mit der Braut, aber jetzt in französischer und italienischer Sprache. Ende August fuhr sie allein zu ihm. Er reiste ihr bis Großwardein entgegen.

So hatten beide recht behalten. Er, der Jünger der Romantik, der die

Formen, in denen eine Ehe geschlossen wurde, für unpoetisch veraltet und überwunden erklärt und gefunden hatte, es sei genug, wenn sich das Herz zum Herzen finde. Er, der gewollt hatte, seine Braut solle in freiem Entschluß zu ihm kommen, kehrte nun diesem Zeremoniell, dem er sich ihr zu Liebe unterzogen hatte, gleich den Rücken, als habe es keine Bedeutung und sie, die „sittsame Landpredigers-tochter, die nur mit dem Ring am Finger“ ganz die Seine werden wollte, konnte nun seinen Wunsch erfüllen und zu ihm hinfahren.

Die Ehe wurde außergewöhnlich harmonisch. Es war als wolle das Glück die Liebenden für ihre vielen Entbehrungen und ihre seltene Treue entschädigen. Ein geistreicher Kreis junger Professoren mit ihren Frauen nahm das junge Paar auf. Und wenn auch die junge Frau anfangs in knappen Verhältnissen leben mußte und Kostfinder hielt — von denen eins der spätere ungarische Minister Tréfort war — so drückte das nicht auf ihren Lebensmut. Auch besserten sich die finanziellen Verhältnisse sehr bald. Ihr Gatte, der einst so viele Mühlen poetisch beschrieb, hatte nun mit seinen ersten Ersparnissen Aktien der ersten Pester Dampfmühle gekauft und damit den Grund zu seinem späteren Reichtum gelegt.

Aber die Jahre des Glückes verflogen rasch und dann kam das Leid. —

Schon im Jahre 1836 starb „Susi“ in einer sonnigen Villa in den Ofener Bergen an einem Lungenleiden. Drei Wochen nach ihrem Tod folgten ihr zwei ihrer Kinder nach. Ein sechsjähriges Söhnchen blieb — wie durch ein Wunder — nach schwerer Krankheit, dem tief erschütterten Vater als einziger Trost zurück. Der Witwer lebte fortan in der verklärenden Erinnerung an die schönste, glücklichste Zeit seines Lebens. Nie vergaß er, was seine Braut und seine Gattin

ihm gewesen war. Eine Büste von ihr, auf einer jonischen Säule ruhend, zeigt noch heute dem Beschauer ihr von **Loden** umrahmtes, ernstes und doch rührend liebliches Antlitz.

Neben der Erinnerung an die Vergangenheit war es die Arbeit, die den Verlassenen aufrichtete und die Erziehung seines Kindes. Und er, der die Natur immer so geliebt hatte, empfand wohl hierin auch wie Wilhelm von Humboldt, der an seine Freundin schrieb:

„Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch

gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüten des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände in den Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne, hervorrufen. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmut an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst, ihm gar nicht fremd ist.“

Quellen:

Die Briefe Dr. Gottfried Müllers an seine Braut.

Trausch, Schriftstellerlexikon.

Tagebücher Dr. Gottfried Müllers.

Gedichte

Von Julius Drafer

Wir Menschen

In immer neuem Wandel fließt und wälzt sich fort das Leben.
Kein Weilen, Ausruhn, selbst im Tode nicht. Kein Stillstehn.
Der Anfang treibt zum Ende, um wieder dann zu frischem **Anbeginn** zu streben,
wie Wellen überm Meere auf und niedergehn.

Wir flüchten trohig aus dem userlosen Welkenströme
und bauen warme Dauerhütten auf dem festen Land,
der Drang zur Ewigkeit wölbt sich im stolzen Dome,
emporgetragen sehnsuchtsvoll zum fernen Himmelsrand.

Herrlich vor Menschen, gering jedoch gleich einem Blatt im **Harten** Sturme.
So liegen wir mit uns und Gott verhadert, ganz im **Streit**.
Einst gleiten wir herab vom höchsten, kühnsten **Turme**
ins Auferstehungsgrab der jahrelosen Zeit.

Im Sturme

Hier oben stirbt der Leute leichtes Wort;
der Sturm allein ergrimmt und großet fort,

als trät ein Narr die Orgel in dem Walde,
als duckten sich von Windhut Hang und Halbe,

als schwirrten in den Lüften irre Geister,
entwirbelt aus der Hand dem müden Meister.

Du stehst bedrängt von dieser tollen Fahrt.
Hast du im Tafe immer dich bewahrt?

Erschrocken eilst du heimwärts aus dem Hain,
um, was du bist, nun wirklich auch zu sein;

Am Springbrunnen

Das Wasser schießt besreit aus engem Rohr,
im Garbenstrahle freudig hoch zu dringen,
bis Tropfen sich in Perlschleier schlingen,
aufs Becken schlagend laut im Plätscherchor.

Rasch wechseln neue Fluten jäh empor,
das alte Lied im Gleichklang fortzusingen,
nie müd, das Eine dauernd zu vollbringen,
beglänzt von Sonne oder Schattenflor.

Du spürst beglückt, je tiefer du magst lauschen,
den regen Quell des eignen Lebens rauschen:
mag vieles sich auch hin und wieder wenden,
die Hülle mit der Schale sich vertauschen,
du mußt mit leeren oder vollen Händen
— gleich jedem Tropfen — deinen Weg beenden.

Erfcheinung

Faltergleich, wie Flügelschwingen,
schwebt sie in dem weißen Kleide,
um den Mund ein stilles Singen,
und die Augen lächeln beide.

Wandelt sie durch jene Gänge,
setzt sie auf die Bank sich nieder?
Seht! Im Aufundab-Gedränge
kommt und geht sie strahlend wieder.

Keiner, der sie froh geleite,
horchend ihren Taubenschritten?
Um den Platz an ihrer Seite
hätte niemand noch gestritten?

Doch mit ihren jungen Blicken
ist sie nimmer ganz alleine,
allen leuchtet sie Entzücken
wie ein Stern im Dämmerseine.

Erweckung

Am Himmel starrt Gewitterstahl von drüben her.
Verdeckt, verkrochen bergen sich die zitternden Sterne.
Die Seele, von Wirrnis umhangen, träufelt, mählich, schwer
und löscht die Funken aus dem Brand geheimer Herkunftsterne.
Nur Schlacken sondernd, Schlacken in dem Qualm verirrer Kräfte,
so klebt das Baumwachs Jähren an die aufgefurchten Schäfte.
Durch Wolfenriß ein Blick! Du merkst: das traf, das hat gewollt!
Geeint dem ungehemmten Donner, der die Welt durchrollt,
zündet verlohnte Flammen wieder, dringen an den Spalt
der offenen Seele, eingefunken in die Allgewalt.

Hier und dort

Bleibt es nur Traum, daß ich wie eine leichte, helle Wolke sei,
hinschwebend an dem weiten Himmel, frei?
Nach unten dieser bunten Erde zugekehrt,
nach oben Gott erschauend unverwehrt.
Wie sich mein Geist in dieses Bild verding?
Ob eben jetzt mein Leben — halb verging.

Fr. Hilde von Sternheim zu eigen.

Der eine allein.

(Hermann Löns.)

Rasch und leidenschaftlich.

von Willi Hermann.

The first system of music consists of a vocal line on a single staff and a piano accompaniment on two staves. The key signature has one sharp (F#) and the time signature is 6/8. The vocal line begins with a whole note rest, followed by a half note G4, a quarter note A4, and a quarter note B4. The piano accompaniment features a steady eighth-note bass line and chords in the right hand.

The second system includes the vocal line and piano accompaniment. The lyrics are: "1. Denn al-le nach mir se-hen al-le mit mir tan-zen woll'n mich al-le küs-sen". The word "Blos" is written three times on the right side of the system. The piano accompaniment continues with similar rhythmic patterns.

The third system includes the vocal line and piano accompaniment. The lyrics are: "du nicht al-lein so la-che ich nach du nicht al-lein so tanz ich was ich die du nicht al-lein Trotz dem dass ich die". The piano accompaniment continues with similar rhythmic patterns.

al - len hin
 lan - zen kann
 Schön - ste bin

Wenn nicht denn
 Wenn nicht denn
 Wenn nicht denn

nicht
 nicht
 nicht

Wenn nicht denn nicht dann
 Wenn nicht denn nicht dann
 Wenn nicht denn nicht dann

lässt und lässt du's
 lässt und lässt du's
 lass und lass ichs

1. 2. 3. 4.

sein .
 sein . 2. Wenn
 sein . 3. Und Schluss

Jahreswende / Eine Pfarrhofgeschichte

Von Johann Schuster

(Schluß)

Der Herr legte jedem seine Hand auf die Schulter, dann setzten sich alle drei und indem der Heiland jedem mit seinem durchdringenden freundlichen Blicke lange in die Augen sah, sagte er: „Nun sollt ihr mir erzählen, was jeder auf dem Herzen hat.“ Der Kirchenvater stieß den Pfarrherrn leise mit dem Ellbogen an, er selbst mochte jetzt lieber nicht reden. Fräulein Josefine rückte ein wenig unruhig auf ihrem Sessel herum, sie wäre gerne zu Wort gekommen. Da keiner ansah, sagte der Heiland den Pfarrherrn bei der Hand und bat ihn, doch alles zu sagen, wie es ihm ums Herz sei.

„Ich habe so nachgedacht, wie es doch früher war, wo meine gute Frau und die beiden Kinder, meine lieben gesunden Kinder noch um mich waren, wie das doch ganz anders war, und wie glücklich ich wäre, wie schön und reich mein Leben wäre, wenn sie noch lebten. Warum mußten sie weg? Heute, wo sich die Zeit wieder wendet, kann ich an nichts anders denken, denn sie waren mein Bestes und nichts Gleiches kann ich von der neuen Zeit erwarten. So und so viel Menschen gehen heute heiter und fröhlich mit ihren Wünschen ins neue Jahr hinüber, ich spüre nur das alte fallen und sehe mit dem neuen das Liebe, was in der Vergangenheit liegt, noch ein wenig weiter wegrücken.“

„Du hast aber dein Geschick bislang doch mit Würde und Größe, mit echter Demut und Frömmigkeit getragen.“ Wie diese Stimme klang, wie das ins Herze drang! Den alten Pfarrer durchzuckte ein heißer Strahl bisher ungekannter Gefühlens. Es überkam ihn wie Beschämung, daß er so viel gesagt habe und er wollte durch einen Einwand seine Worte ab-

schwächen, da ging ein strahlendes Lächeln über die Züge des Herrn und freundlich sagte er: „O nein, du mußt weiter erzählen und dir alles von deinem bedrückten Herzen herunterreden.“

„Ach Gott,“ seufzte der Pfarrer, „wer kann alles sagen, was da drinnen ist. Vieles wird ganz anders, als es in der verschlossenen Stille war, wenn man es einmal herausgesagt hat. Worte sind armselig und hart.“

„Ich kann auch über das Wort hinaus finden, was du sagen willst, rede nur.“

„Der letzte Tag des Jahres führt die Gedanken zurück in die Vergangenheit, insonderheit wenn die Jahre einen frohen Ausblick auf Künftiges, werdendes, das die Erwartungen anspannt und die Lebenslust anspornt, nicht mehr gestattet. Ich bin gewohnt, an diesem Tage betrübten Blickes zurückzublicken auf das, was mir verloren gegangen ist, auf das, was ich als Glück in meinem Leben empfangen hatte, um es immer schöner, immer prächtiger auszugestalten — dann war auf einmal nichts — nichts!“ Bei den letzten mit besonderer Bitterkeit hervorgestoßenen Worten ließ der greise Pfarrer den Kopf sinken, dann starrte er vor sich hin, die Hände an der Tischkante gefaltet. Der Kirchenvater, die Erregung des Pfarrers aus dem eigenen Leide wohl verstehend, nickte nur mit dem Kopfe schwerfällig, langsam dazu. Fräulein Josefine hatte das Bedürfnis, es müsse doch etwas gesagt werden und meinte nur so kurz hin: „Und an ein bißchen Glück hängen wir doch alle, je älter man wird, desto kleiner wird das Teilchen, das man davon haben will.“

Die Augen des himmlischen Gastes leuchteten auf und ernst sagte er: „Bis man es gar nicht mehr braucht. Ihr armen

Menschen! Seid ihr denn nie von eurem Glückswahn zu heilen?“

„Ist es denn wirklich so sündhaft ein Tröpflein davon zu begehren?“ sagte der Pfarrer.

„Pfarrer!“ Die Stimme des Heilandes klang eindringlich, rufend fast, wie Glockenton über die Wiesen werdend hinübertönt. Sie rief die Seele auf, es war ein Weckruf zum Erwachen. Der Pfarrherr stützte den Kopf auf die eine Hand, er kämpfte sichtlich im Innern mit schwerer Bedrängnis. Fräulein Josefine wurde dessen gewahr, ihre mitleidsvolle Seele empfand die Notwendigkeit Hilfe zu leisten.

„Es ist uns so viel unverständlich, hart,“ meinte sie etwas zaghaft.

Auch den Kirchenvater packte das Erbarmen, trocken sagte er: „Wir können halt nicht immer alles tragen, wenn wir sehen, daß es bei den andern nicht so ist.“

„Die andern mögen glücklich sein, so viel sie wollen, wir mögen nur auch unser Restchen haben,“ begütigte Fräulein Josefine von einem leisen Angstgefühl geleitet, daß man dem wundersamen Gaste nicht widersprechen dürfe. Sie hätte gerne ein Gespräch im Zusammenhang mit frommen Sprüchen aus dem Neuen Testament eingeleitet, aber es kam ihr nichts, ganz und gar nichts in den Sinn, da sagte sie denn ganz unvermittelt und etwas unbeholfen: „Droben sehen die Sachen halt ganz anders aus als hier bei uns.“

Der Heiland lächelte. Ihn freute die Gutmütigkeit dieser altjüngferlichen Seele, bei allem Unverstande war es ja ein Kind aus seinem Reich.

„Ihr kranket alle an euren Glücksvorstellungen.“

„Vielleicht,“ seufzte der Pfarrer.

„Ja, gut, aber —“ der Kirchenvater hätte gern das Gegenteil bewiesen, aber es fehlte ihm an den passenden Worten. Ein Gedanke von dem andern, zu dem

die falschen Glücksvorstellungen im Gegensatz stehen mußten, schwebte ihm vor, in dessen Gebrauch es ihm an Fähigkeit, das mehr Empfundene in Worte zu kleiden.

„Sahet Ihr nie auf den, der für euch alle gelitten hat; es wird doch soviel von ihm in der Welt geredet und allerlei in seinem Namen getan.“

Die beiden Älten schwiegen, wohl fühlten sich beide etwas betroffen.

„Wozu wurde der Menschheit ein Heiland gesendet, zu welchem Ende leben noch Heilandsgedanken in ihr?“

„Der Herr hat uns oft vergessen,“ wagte der Kirchenvater zu sagen.

„Oder Ihr ihn!“

„Halt,“ rief da Fräulein Josefine „wir gehen doch alle Sonn- und Feiertage in die Kirche und singen unsere Lieder mit Andacht.“

„Denkt aber dabei nicht immer an das, weswegen Ihr die frommen Gesänge erhebt.“

„Aber das steht ja doch im Texte drin,“ eiferte Fräulein Josefine.

„Es soll aber im Herzen, in der Seele leben.“

„Ich habe immer an unsern Herrn Jesus geglaubt und doch ist es mir so schlecht gegangen,“ fiel der Kirchenvater treuherzig und unbeholfen ein. Sein schlichter Verstand vermochte nichts anders zusammenzubringen aus den dunkeln Vorstellungen von Gottes Fügungen, Glück und Unglück, und was sich so ein einfacher Bauernverstand in seiner eingengten Denkungsweise zusammenreimt.

„Es wird gewiß noch eine große Gnade deiner warten. Der Himmel vergißt keinen,“ antwortete ihm der Heiland.

„Was kann mir altem Manne noch viel widerfahren, ich hätte nur einen Wunsch —“ hier blieb der Kirchenvater stecken, er vermochte nicht weiter. Der Blick des Heilandes hatte ihn so seltsam getroffen, daß es ihn ganz durchschauerte.

„Dürfen wir Wünsche haben und Gnaden erwarten?“ frag der Pfarrherr mit Nachdruck.

„Fromme Wünsche finden ihren Weg in den Himmel, die Gnaden soll man gläubig erwarten, ohne zu habern.“

Fräulein Josefine erröthete im jähen Schreck, die unfertige Predigt schoß ihr durch den Kopf und eine dunkle Empfindung von etwas fürchterlich Unstatthaftem machte sie erschrecken. Ob man nicht um ein kleines Wunder bitten sollte, daß die Predigt morgen fertig daläge. Das könnte doch auch als frommer Wunsch im Gnadenwege erhört werden? Sollte sie es wagen, die Sache vorzubringen? Sie kämpfte schwer mit sich, bedenkend, ob sie dem Pfarrherrn nicht am Ende mit ihrem Fürwitz Schaden könnte.

Das göttliche Auge des Heilandes wurde dieses Zwiespaltes bald gewahr, er faßte mit weicher Hand den Arm der Haushälterin und sagte, so lieb er nur vermochte: „Nun, liebe Schwester, mit welchem Zwiespalt kämpfst du?“ Fräulein Josefine durchfuhr daraufhin ein noch heftigerer Schreck, eine Blutwelle nach der andern trieb ihr noch heftigere Erröthung ins Gesicht, sie wäre am liebsten aufgesprungen und davongelaufen, aber der Arm des Heilandes hielt sie fest. „Nun, heraus damit,“ sagte er ermunternd, ganz wie ein Mensch zum andern redet. Fräulein Josefine stürzte aus einer Verlegenheit in die andere, griff sich nach Art der Frauenzimmer bald an die Nase, bald in die Haare und gedacht eiligst, wie wenn es der wichtigste Umstand des Augenblickes gewesen wäre, des vorerkligten Tages verloren gegangenen Stützahnes. Indessen sah sie der Heiland ruhig, freundlich und forschend an, so daß ihr allmählich die Sprache wieder kam und klotternd entfuhr es ihr: „Die Predigt, die Predigt —.“

Darauf lächelt der Heiland so liebevoll

und herrlich, daß das Licht aus den vier Kerzen wie ein heiliger Schein voll Milde und Glanz sich über seinem Haupt zusammensuballen schien.

„Die Predigt wird schöner denn je werden,“ beruhigte er das noch immer mit ihrem Schrecken kämpfende Fräulein

„Ach ich muß Ihnen so sehr danken,“ sagte Fräulein Josefine rasch und einfach, ehe sie sich noch Gedanken darüber hingeben konnte, ob sie den Herrn auch richtig angerebet haben mochte, diese hinkten zu ihrer neuen Verwirrung nach, so daß es sie nun zu ärgern begann, weil die anderen so wenig hervorbrachten. Ein leiser Fußtritt flehte die Hilfe des Kirchenvaters an. Derselbe war aber über die zuletzt an ihn gerichteten Worte des Heilandes so sehr in dumpf brütende Nachdenklichkeit verfallen, daß er zu sich gekommen nichts anders denn einen hilflosen Blick zum Fräulein senden konnte.

„Ihr seid beide so nachdenklich und rückt nicht mit dem heraus, was euch betrübt und euch das Gemüt belastet,“ hub nun der Heiland wieder mit eindringenden, freundlichen Worten an. Der Pfarrherr und der Kirchenvater redeten auf dies nur mit stummen fragenden Blicken, eine gewisse Beklemmung lag auf beiden, das Hervorholen der unfertigen Predigt durch Fräulein Josefine insonderheit hatte dem Pfarrherrn Mißbehagen eingebracht, er hatte so das Gefühl mit einer Schwäche, die er lieber verdeckt gelassen hätte, ans Licht gezerrt worden zu sein.

„Ihr traget und leidet beide an euren Geschicken, die im Grunde genommen wenig anders sind als alle Menschen-schicksale, so sie genau besehen werden. Du Pfarrherr, als Diener Gottes, als Vorkämpfer des Heilandes, und Du Kirchenvater, als ältester Vertrauensmann der Gemeinde neben ihrem geistlichen Oberhaupt, ihr dürft nicht an euren

persönlichen Geschicken haften bleiben, ohne daraus für euch und für diejenigen, welche ihr zu führen und zu leiten bestellt worden seid, nützliche Lehren und leuchtende Pflichten zu schöpfen. Ihr sollt doch Vorbilder sein, aber wie könnt ihr dies, wenn euch euer Gram klein und enge macht, euren Blick lähmt und ihr desjenigen so leicht vergeßt, der für die ganze Menschheit gelitten hat. Bedenkt ihr, daß der Heiland gegeißelt worden ist, daß er die Dornenkrone und das Kreuz getragen hat, verhöhnt, geschmäht und verlästert worden ist, gedenkt ihr, daß er am Ölberg, auf Gethsemane gelitten und den bittern Kelch seines himmlischen Vaters in Ergebung zur Neige geleert hat, gedenkt ihr, daß auf alle diese Leiden seine Auferstehung kam!“

Alle schwiegen, nur das Licht aus den vier Kerzen wurde wieder so merkwürdig.

„Was ich im großen erlitten habe, das erduldet ihr, meine Diener, im kleinen, mein Leiden galt der ganzen Menschheit, das eurige gilt denen, denen ihr zunächst vorsteht, die um euch sind, und glaubet, kein Leid und Wehe ist vergeblich, denn ohne Leiden gibt es keine Seligkeit.“

„Wie sollen wir das verstehen,“ entfuhr es dem erstarrten Kirchenvater in seiner ganzen Hilflosigkeit. Es ging über seine Begriffe, daß er mit seinem Leben und seinen traurigen Erlebnissen jemandem von Nutzen sein könnte. Sein Ausruf war daher um so ehrlicher, überzeugter und entströmte voll Wahrhaftigkeit seinem Herzen.

„Ihr müßt beständig auf mich schauen, in allen Werken und Geschehnissen mich sehen und suchen, so wird es möglich sein,“ und dies betonte der Heiland, „müßt glauben!“

„Wir wollen es,“ sagte endlich der Pfarrer, Fräulein Josefine hantierte nur mit dem Taschentuch, etwas anders ge-

stattete ihr die augenblickliche Erregung nicht, der Kirchenvater hätte gerne ungläubig den Kopf geschüttelt, aber er schämte sich dessen.

„Lieber Kirchenvater,“ hub der Heiland zum gelinden Schrecken des Kirchenvaters an. „Du denkst nun an deinen einsam und stille in die schwarze Nacht gähnenden Hof, wo selbst des treuen Wächters Stimme längst verstummt ist und vielleicht nur deine alte Wanduhr Lebenszeichen in das tiefe Dunkel der Nacht und Einsamkeit tickt. Du denkst, wie dies vielleicht anders wäre, wenn dein Sohn zurückgekommen wäre, dessen ungewisses Schicksal dein weiches Vaterherz quält, dessen Heimkehr du so sehr ersehnt, ehe du in die Ewigkeit berufen wirst. Nicht aber gedenkst du dessen, daß dich dein Geschick stark gemacht hat und dich in voller Redlichkeit einen langen Weg strenger vorbildlicher Pflichterfüllung gehen ließ, daß du hilfsbereit warst, wo fremde Not der Hilfe bedurfte. Du gabst oft viel und gerne, doch liehest du Auge und Hand mehr davon wissen als dein Herz. Wenn dir das zuteil geworden wäre, was du dir als irdisches Glück vorträumst, so wäre dir das entgangen, was der Himmel dir als sein Glück zugebracht hat.“

Der Kirchenvater senkte in Demut, tief ergriffen sein Haupt und sagte kurz und bestimmt: „Ich will nichts mehr.“

„Noch wirst du eine Gnade erfahren.“

Der Heiland erhob sich und schickte sich an, seine Wanderung zu andern Trostbedürftigen fortzusetzen.

„Wenn es euch enge ums Herz ist, so gedenket meiner,“ sagte er freundlich.

„Wir wollen es,“ war wieder die bestimmte Antwort des Pfarrherrn.

Der Heiland legte dem Pfarrherrn die Hand auf die Schulter und sagte in seiner ganzen himmlischen Liebe und Freundlichkeit: „Und in deiner Predigt werde ich dir morgen beistehen.“

„Ach,“ seufzte Fräulein Josefine, sie war einer Sorge los. In ihrem Kopfe aber tauchte schüchtern der Gedanke auf, ob auch sie noch einer Gnade würde wert gefunden werden, denn es gab ja auch in ihrem altjüngferlichen Herzen noch allerlei zu wünschen, nicht in letzter Linie eine gute Anstellung für den in Mühlbach supplierenden Bruder Misch. Dann könnte sie auf zwei Gymnasialprofessoren stolz sein. Oder das Gerücht aus Schäßburg über den Hans und die reiche Binderische, sie würde es gerne sehen, wenn es wahr wäre. Ihr höchster Wunsch war ja, den beiden Brüdern all die Mißlichkeiten erspart zu sehen, an denen ihre Jugend in den ärmlichen Verhältnissen des Elternhauses so reich war. Doch waren dies ja irdische Glücksbegriffe, mit denen man nicht hervortreten durfte.

Der Heiland faßte die Hand des schweigsamen Kirchenvaters und lud ihn ein, ein Stück des Weges noch gemeinsam zurückzulegen. Im Gehen wandte er sich nochmals zum Pfarrer: „Mein Segen bleibt auf diesem Hause, gedenket meiner und aller Bedürftigen stets in Liebe.“

Sie gingen. Fräulein Josefine geleitete mit dem Lichte, der Pfarrer folgte nach. In der Türe wandte sich der Heiland nochmals um und, indem ein holdseliges Lächeln über sein Antlitz flog, sprach er zu Fräulein Josefine: „Du liebe Schwester hast getreulich dein Leben lang die Nöten anderer getragen und fremde Sorgen betreut, der deinigen kaum achtend. In deinen stillen Taten hast du zum Leben gebracht, was ich der Menschheit als Erlöser brachte und was leider noch immer der Erfüllung in ferner Zukunft harret. Auch deine unausgesprochenen Wünsche vorhin waren nur deine treue Schwesterliebe, sie sollen darum erfüllt werden.“

Sie ließ den Leuchter fallen und wurde zuerst purpurrot, dann blaß, Schrecken und Schwäche durchzuckten ihre Glieder,

da die geheimen Wünsche nun so grausam entblößt waren. Kaum achtete sie des liebevollen Ausdruckes, mit dem der Herr zu ihr gesprochen hatte und ihre Weiblichkeit ließ nur den Gedanken: „Was wird er von mir denken“ zu. Dann klaubte sie zitternd das Licht zusammen, ärgerte sich noch über die vielen Stearinflecken auf dem schön geschuerten Fußboden und indem sie dem Pfarrherrn wehrte, der ihr behilflich sein wollte, waren die beiden anderen verschwunden.

„Ich glaube, auch die drei andern Kerzen verlassen uns,“ meinte der Pfarrherr zu einem behäbigen Lehnstuhl zurückkehrend. Es war auffällig dunkler geworden, eben als wollten die Kerzen niederbrennen, obwohl sie noch genügend lang waren.

„Das Licht ist halt von uns gegangen,“ erwiderte das Fräulein etwas beklommen, es war ihr, als sei sie in große Schande geraten, des Gefühles wohliger Zufriedenheit im Unterbewußtsein wurde sie kaum gewahr.

Der Pfarrherr saß nachdenklich im Lehnstuhl, Fräulein Josefine konnte ihre Absicht den Eßtisch zusammenzuräumen nicht ausführen, denn es schien unangemessen, Geräusche zu machen. Eine Zeit lang stand sie unschlüssig beim Tisch, dann setzte sie sich in eine andere Ecke des Zimmers und versiel auch in nachdenkliches Schweigen. Es war still im Raum, nur die alte Uhr tickte mit Maß und Behagen den Gang der Zeit, das alte Lied der Entfugung, die Mahnung sich in Zufriedenheit zu bescheiden.

„Mir scheint auch die Uhr hat etwas vom heiligen Geiste abbekommen.“

„Es kommt mir auch so vor, wie wenn nun alles anders ist,“ sagte Fräulein Josefine.

Nachdem der festliche Tisch abgeräumt worden war, die Hantierungen der Magd in der Küche waren auch verstummt, saßen

die beiden noch eine Weile beisammen und suchten in Worten und Gedanken das eben Erlebte festzuhalten. Fräulein Josefine meinte zum Schlusse, daß nun der morgige Neujahrstag recht feierlich und schön werden müsse, der Pfarrherr nickte nur stumm mit dem Kopfe dazu.

Als am andern Tage die Neujahrsglocken weithin in die Lüfte klingend die Gemeinde in die Kirche riefen, lag ein frischer sonniger Wintertag über der Landschaft. Der fröstelnde Regen von gestern hatte sich in leichten Schnee verwandelt. Das Wetter war umgeschlagen und ein glänzendes weißes Schneetuch hatte allen Morast und alle Traurigkeit des vergangenen Tages verschwinden lassen. Wenn aber die Sonne scheint, sieht das Dorf gleich viel freundlicher aus, besonders in Wintertagen, wo die Luft so glühend klar ist. Rauchfänge und Dächer glänzten im Sonnenschein, die Straßen sahen wieder reiner aus und die wenigen Menschengestalten, welche das dörfliche Leben auf die Gasse trugen, hub der weiße schneeige Hintergrund so plastisch hervor, daß jeder einzelne wie etwas Besonderes aus dem Gesamtbilde hervorstach. Es war die rechte Feiertagsstimmung, fast wie eine Nachwirkung des Heilandsbesuches im Pfarrhause. Aus dem Bilde der Landschaft und des Dorfes, wie alles so in der winterlichen schneeigen Klarheit sonnenglänzend, voll blauer Schatten sich da erhob und weitete, stieg etwas wie ein leiser Sang der Versöhnung auf. Die weiche milde Hand eines großen mitleidigen Gottes hatte sich mit freundlicher Geste über die Gefilde gelegt, sie geschmückt, damit sie ein freudiges Bild in die Menschenherzen strahlten und ihnen, da sie heute zagend und bangend in einen neuen Zeitabschnitt einzutreten sich anschickten, Mut und Zutrauen in das verhüllte Kommende erwecke. Auch die alte Kirchenglocke hatte von diesem Geiste

gesogen, denn sie sang ihren Ruf mit so hellen und klaren Klängen in die sonnige Winterfrische hinaus, als gälte es all' den Menschenseelen, die nun zur Andacht zusammenströmen sollten, frohen feierlichen Sinn einzulösen.

Bald strömten die Bauern zum Gotteshause. Bedächtig und würdevoll mit gemessenem Schritt in der altererbten Kirchentracht, die jeden zum Nachkommen ehrwürdiger Vorbäter stempelt, und ein sichtbares Band zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft knüpft. Der helle Wintertag machte aus dem altgewohnten Bilde des bäuerlichen Kirchganges ein Gemälde voll festlichem Ernst. Einzelne, zu zweien, in Gruppen bewegten sich die Gestalten in den malerischen Kirchenpelzen, das Gesangbuch in der Hand, selten redend, über dem weiten Dorfplatz zur Kirche. Darüber rief die Glocke: „kommt, kommt“, manchmal klang sogar das Glöcklein aus der nächsten Gemeinde mitsingend herüber. Nur die beiden Witwen Renges und May kamen in eifrigem Gespräch daher und vorübergehende bemerkten: „Was die Rengessin wieder hat.“ Sie war bekannt als Vielwiserin und Herumträgerin, wenn es wo ein böses Gerede gab, die Rengessin steckte sicher dahinter. Auch diesmal galt das Gespräch den Nachbarn.

„Da soll dann der Mensch vorwärts kommen“, tat die Rengessin sehr entrüstet.

„Die Zeit ist heute schlecht und die Menschen sind noch schlechter“, erwiderte die May nicht ohne geheuchelte Trauer.

„Und ich hab' es gesehen.“

„Na man hört doch, ob man Hendel oder Ferkel abtut.“

„Sie haben keine Schand.“

„Der Großvater hat immer gesagt, daß man am Neujahrstage keine Hendel essen darf, denn die scharren nach rückwärts —“

„Und die Ferkel nach vorwärts, so weiß ich es auch.“

„Es wird sich schon zeigen.“

„Die Wirtschaft wird zurückgehen, einß nach dem andern, man weiß es ja.“

Und so ging es weiter über den bösen Nachbarn, der sich unterfangen hatte, den alten Brauch, am Neujahrstage Spanferkel zu essen, außer Acht zu lassen und sich mit Hühnern zu begnügen. Eifrige Weiberzungen kündeten seinen Untergang an. Die beiden Eifernden verschwanden schließlich auch in der Kirchentür. Ihr Eintreten war eine Umschau, ob die und die, oder jener oder ein anderer, der es besonders nötig hatte, auch da waren. Wenn nicht, wartete seiner gewiß ein Strafgericht, denn noch selbigen Tages wurde über ihn herumgeredet, allerlei Deutungen angebracht, bis der Harmlose wirklich etwas auf sich sitzen hatte.

Als die Gemeinde fast vollzählig im Gotteshaus versammelt war, trippelte als letzte Nachzüglerin im seidenen Sonntagsstaat und mit einem Herzen voll wahrhafter Andacht Fräulein Josefine herein. Sie eilte zu dem für sie frei gehaltenen gewohnten Platze in der ersten Bankreihe, nahm rasch die eifrigen Neujahrswünsche der Nachbarinnen entgegen und versenkte sich dann ins Gesangbuch. Ihr strömte das Bedürfnis zu danken heute aus übervollem Herzen. Wie die Winter-sonne so warm und freundlich durch die gotischen Fenster des hohen Chores auf den alten Barockaltar hereinfiel, wurde alles so eigentümlich bewegt. Die Farben des Altars, sonst verblaßt und verwischt erscheinend, waren heute froh und heiter, die Heiligenfiguren sahen in ihren grotesten Bewegungen nicht so hölzern und erstarrt aus wie sonst, vielmehr war es als ginge vom Altar etwas so Zuversichtliches, Hoffnungsfreudiges aus, wie es ehemals nicht bemerkt worden war. Fräulein Josefine wurde klopfenden Herzens alles dessen gewahr und konnte sich die Erscheinungen nur als Ergebnis ihrer

eigenen fröhlichen Erregung deuten. Da murmelte ihr eine Nachbarin zu „Wie heute alles schön ist, es wird ein gutes neues Jahr werden“. Nun merkte Fräulein Josefine, daß auch in die Herzen der anderen eine außergewöhnlich festliche Stimmung leuchtete. Der Kantor setzte mit einem feierlichen Vorspiel auf der etwas unstimmgigen Orgel ein und dann sang der Kinderchor einen wohlinstudierten Choral, welchem der Gesang der Gemeinde folgte. Aus manchem Gemüte löste sich im Gesang heimliches Wünschen aus, das nun mit den Tonwellen andächtig zum hohen Gewölbe aufstieg. Kann doch das Menschenherz Wünschen und Hoffen nicht lassen und wenn es vor seinen Gott tritt, so bringt es wohl immer ein Körbchen von beiden mit. Es wäre Unrecht dies zu schelten, denn eigentlich sind in all' dem großen und kleinen Begehren, das in andächtiger Stimmung ganz unbewußt flehendes Gebet wird, zarte Blüten aus dem heimlichen Garten der Menschenseele enthalten, die nun vor Gott Vater hingelegt werden sollen, damit er gnädig sein Auge auf sie senke. Und gerade heute am Neujahrstage, wo man ins ungewisse Neue einzutreten bemüht war, konnte es gewiß niemandem zur Unehre gereichen, so ein Körbchen voll herzgeborener Begehrlichkeiten mitzubringen. Fräulein Josefine brachte auch eines mit: es war die gute Partie mit der Binderischen. Vergeblich kämpfte sie ihre Gedanken nieder, sie schlichen heimlich immer um denselben Gegenstand herum. Und so wie ihr, ging es der Ketherin und der Urbogast, die eine erwartete den Segen des neuen Jahres in einer zweiten Ruh, die andere beschäftigte sich mit ihren lieblichen Ferkeln. Die Sorge, die treue Begleiterin all' unserer Lebentage, stellt sich eben als Vermittlerin auch vor Gottes Thron. Sie ist vielleicht auch die aufrichtigste Menschenfreundin, denn

so gut wie sie weiß niemand, wie es in den Herzen ausfieht. Wenn sie nun in der feierlichen Bewegung durch die gehobene andächtige Gemütsstimmung ihrer Träger ein wenig geschwähig wird, wird dies im Himmel gewiß nicht übel genommen.

Der Gesang war zu Ende, der Herr Pfarrer trat aus der Sakristei und erstieg langsam und andächtig die Kanzel. Tiefe Stille und feierliche Spannung lagen über der Gemeinde. Fräulein Josefine bekam sogar Herzflopfen, denn sie gedachte lebhaft der gestrigen Worte des Gastes. Eine Weile sah der Pfarrer auf seine Kirchenkinder nieder, dann hub er zu sprechen an, wie es seine Art war: klar, einfach und deutlich. Er begann über den Wandel der rechten Diener Gottes zu sprechen und führte dann zum Gedanken hinüber, daß die Menschheit nicht an dem Glücklichen, sondern an dem Leidvollen wächst. Die Rede floß ruhig und sicher, die gläubige Menge lauschte mit feierlicher Andacht auf jedes Wort. Es war ihnen, wie wenn er zu jedem einzelnen allein spräche. „Er sieht heute so jung aus“, konnte die geschwähige Ketherin nicht umhin ihrer Nachbarin zuzuflüstern und meinte den Pfarrer. Und er sprach weiter, wie der Herr Jesus für alle Menschen gelitten habe und wie jeder in den Prüfungen seines Lebens die Leiden des Herrn nacherlebe. Vor ihm saß lauschend, die meisten gesenkten Hauptes, die Gemeinde, die Sonne höher steigend fiel nun auch zu den Fenstern des Schiffes in vollem Glanze herein. Mit ihrem Lichte gingen auch in den Herzen der Andächtigen die Worte des Pfarrers wie Samenkörner auf. Manche der älteren Bäuerinnen bekämpfte ihre Rührung mit dem Sacktuch, sind doch die weichen Herzen alter Frauen dem Eindrucke wohlgemeinter Worte von der Kanzel am ehesten zugänglich. Die Rede wuchs aus sich selber, der Pfarrer sprach

wie in höherer Eingebung, er brauchte nicht Gedanken und Worte zu suchen, sie drängten sich ihm ungesucht auf die Lippen. Fühlte er doch, daß er mit denen, für die er da sprach, eins war, daß er ihretwegen auf seinen Platz gestellt war und mit ihnen, für sie zu leiden hatte, an ihren Freuden auch seinen Teil hatte. So war es ihm nun inne geworden, was es heißt: Pfarrer zu sein. Die Erkenntnis in dieser Stunde, daß er der Prüfungen bedurft hatte, der Verlust seiner höchsten Lebensgüter notwendig war, damit er in seinem Amte die Gnade göttlicher Berufung erfahren konnte, leuchtete wie Seligkeit in seiner Seele auf und durchglühte seine Rede mit innigster Abergzeugungskraft. Seine Liebe, die viele Jahre lang nicht hatte, wo haften zu bleiben, senkte sich in die vielspältigen Herzen der andächtigen Menge, jeden Einzelnen aus derselben als sein Kind erkennend. Diese waren da, damit er sie leite, daß er der Hirte sei, wie der Heiland es gelehrt hatte und diese Lehre zum lebendigen, Taten zeugenden Worte zu gestalten, mußte seine Aufgabe, seine Kraft sein. Er vermochte mit dem Geiste des Heilandes in die Einzelheiten des bauerlichen Lebens hineinzuleuchten, die Blöße reinen Menschentums seiner schwerblütigen Zuhörer aufzudecken und ihnen die Stelle zu weisen, wo auch sie den Heiland, jeder wie er seiner bedurfte, zu finden berufen waren. Er verflocht Menschliches und Göttliches und ermahnte im Schlußworte seine Gemeinde, auch im neuen Jahre die Wege des Heilandes zu gehen, seiner stets gewärtig zu sein und in der Not auf ihn zu vertrauen. Nach einer ernsten stillen Pause setzte das Orgelspiel mit dem Gesang der Gemeinde wieder ein, der Pfarrer blieb auf der Kanzel stehen und ließ seine Empfindungen mit den Wellen des Gesanges ausklingen. Zwei alte Mütterchen in der hintersten Reihe der

Bänke seufzten, ihre Tränen wischend, tief auf, ihr Herz war voll, denn unter den Worten des Pfarrherrn war ihr Leben auf einmal vor ihnen wie etwas ganz Neues, Schönes aufgestiegen. Sie ahnten nun, warum alles so gewesen sein mußte, was es eben war. Das eine meinte leise zum andern: „Ich hab einmal die Augen zugemacht und da stand der Herr oben neben ihm“, „Wir können es nicht wissen,“ setzte ernst das andere dazu. In dieser Stunde war auch ihnen der Heiland erschienen.

Als sie dann alle gestärkt und erbaut nach Hause gingen, hörte man manchen sagen: „So schön hat unser Herr Pfarrer noch nie gesprochen“ und

Fräulein Josefina sagte mit stolzem Nachdruck zu den noch Unwissenden: „Der Heiland hat uns aufgesucht.“

Nur der alte Kirchenvater war nicht mehr dabei gewesen. Wie er nach Hause gekommen war, wußte niemand. Etwas Wunderbares aber mußte über ihn gekommen sein, denn man fand ihn mit gefalteten Händen und verklärten Angesichtes entseelt auf dem Fußboden seiner einsamen Stube liegen. Sein sonst so hartes ernstes Gesicht war heiter und rosig wie das eines Jungen und die Miene des Toten verriet, daß ihm noch Gnade zuteil geworden war aus dem Besuch des Heilandes an der Jahreswende.

Kulturfragen

.....

Doppelte Besteuerung der deutschen Theater, Konzerte und sonstigen künstlerischen Veranstaltungen.

Seit dem 1. April d. J. wird in Siebenbürgen und der Bukowina die Verordnung des Ministerrates Zahl 3226 aus dem Jahre 1919 in Anwendung gebracht, der nach alle Veranstaltungen in „fremder“ Sprache einer besonderen Luxussteuer von 12% nach dem Bruttoreingewinn unterworfen sind. Die Finanzbehörden gehen in der Auslegung der Bestimmungen dieser Verordnung soweit, daß sie in einigen Städten sogar die von Deutschen veranstalteten Bälle und Tanzunterhaltungen der besonderen Luxussteuer unterziehen. Auf derselben Linie wie die angeführte Verordnung liegt auch der vor einem Monat in der Kammer von Finanzminister Titulescu eingereichte Gesetzentwurf über die Luxussteuer. Er sieht vor, daß die Theater, Opern und Operetten, die ganz oder zum Teil aus „nichtromänischen“ Elementen zusammen-

gesetzt sind, also in Wirklichkeit alle unsere deutschen Theater, Opern und Operetten in Rumänien mit einer Luxussteuer von 32%—50% nach dem Bruttoreingewinn belegt werden, während die rumänischen privaten Theater usw. nur 16% Steuer zu zahlen haben. Dazu kommt, daß ein Drittel der zu entrichtenden Luxussteuer an die Generaldirektion des Bukarester Nationaltheaters abzuführen ist und nur ungefähr ein Sechstel der Steuer der Stadt oder Gemeinde zugute kommt, in der die Veranstaltung stattfindet.

Zum erstenmal werden die Nichtromänen unseres Staates durch die eingeführte Verordnung und den Gesetzentwurf des Finanzministers zu Staatsbürgern zweiter Ordnung herabgemindert. Die Tendenz der Verfügungen ist nicht nur von grundsätzlich-politischer Bedeu-

tung, sondern führt vor allem den ersten schweren Angriff gegen die Freiheit der Kulturbetätigung der völkischen Minderheiten. Dadurch ist die ganze Frage hinausgehoben in das Gebiet der allgemeinen Kulturpolitik, eine Sphäre, in der die politischen Tagesfragen nicht mehr von entscheidender Bedeutung sind. Weder der Friedensvertrag noch die Landesverfassung gestatten, daß der Kultur-entfaltung der völkischen Minderheiten irgendeine Schranke gezogen werde. Im Gegenteil. Beide Grundgesetze verbürgen uns ausdrücklich volle Freiheit der Kulturbetätigung. Es ist hier nicht am Platze, die Folgen einer derartigen, den Grundgedanken und den wörtlichen Bestimmungen der bestehenden Staatsverträge und -gesetze widersprechenden Kulturpolitik zu besprechen. Wir sollen hier nur die vielen führenden Männer des rumänischen öffentlichen Lebens anrufen, die schon bisher die Reinheit ihrer Absichten und ihren gerechten Sinn in allen Kulturfragen der völkischen Minderheiten bewiesen haben. Kultusminister Oktavian Goga hat erst kürzlich bei der Eröffnung der Gemäldeausstellung in Klausenburg in einer Rede ausgeführt, daß der rumänische Staat vom Standpunkt der Kulturpolitik einen Unterschied der Nationen nie machen werde und allen Kulturbestrebungen der völkischen Minder-

heiten auch materiell dieselbe Unterstützung gewähren werde, wie dem staatsführenden Volke. Ebenso sind wir sicher, daß ein Mann wie Professor Nicolai Jorga den Fehler der eingeschlagenen Kulturpolitik nie gut heißen wird und mit seinem ganzen sittlichen und politischen Gewicht für die Abänderung der in Aussicht genommenen Steuergesetze eintreten wird. Aber nicht nur führende Persönlichkeiten des wissenschaftlichen und politischen Lebens der Rumänen werden uns zu Hilfe eilen, sondern vor allem auch rumänische Schriftsteller und Künstler. Gerade unsere Zeitschrift hat durch Vermittelung Emil Isac's manche verständnisvolle Freunde unter ihnen gefunden. Hoffentlich sieht die rumänische Öffentlichkeit ein, daß es sich bei der aufgeworfenen Frage nicht um eine bloße materielle Auseinandersetzung in einer Einzelangelegenheit handelt, sondern um Grundfragen der Kulturpolitik unseres Staates im allgemeinen. Diese Einsicht wird die Verirrungen der besprochenen Regierungsentscheidungen jedenfalls auch bald wieder gut machen. Wenn nicht, so würde der politische Tagesstreit übertragen auf das empfindlichste Gebiet des öffentlichen Lebens und damit ein Kulturstreit großen Stiles entfacht, den wir nicht suchen und der die Interessen des Staates nur schwer gefährden könnte.

„Die Gefährdung unserer Kultur.“

Nicht wie oben von der äußeren, sondern von einer inneren Gefährdung soll hier die Rede sein. Der Kulturstreik der Mediaşcher Lehrerschaft rückt wieder einmal die wichtige Frage der Erhaltung und ausreichenden materiellen Unterstützung der sächsischen Schulen vor aller Augen. Man muß sagen, daß es in der Presse nicht an Äußerungen fehlt, die erkennen lassen,

wie sehr einzelne sich der Tragweite dieser Frage bewußt sind. Die obige Überschrift ist einem Artikel der „Kronstädter Zeitung“ in dieser Sache entnommen und kann als der beste Sammelname für alle Stimmen gelten, die in vielen größeren, kleineren und kleinsten Blättern unseres Volkes sich in gleicher Weise vernehmen lassen. Denn es handelt sich tatsächlich um nichts anderes als um

eine schwere Gefährdung, der unsere Schule und damit unsere Kultur seit Jahr und Tag ausgesetzt ist. Aber von dieser Erkenntnis einzelner bis zur Tat aller ist noch ein weiter Weg.

Wer die unerquidlichen Erscheinungen, die mit der letzten Gehaltserhöhung der Angestellten von Kirche und Schule verbunden waren, verfolgt hat, wird erkennen, daß die „Demokratisierung“ und „Verweltlichung“ unserer neuen Verfassung mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat. Der landeskirchliche Verwaltungsapparat ist viel schwerfälliger geworden, und der Einfluß der nichtangestellten Steuerträger zeigt wenig von den Früchten, die man erhofft hatte. Daß Gesetze „so und so ausgelegt werden können“, wenn sie für die Behörde verpflichtend sind, daß sie aber unbedingt gehalten werden müssen, wenn sie Untergebene betreffen, haben wir doch wohl den Juristen im Landeskonsistorium zu verdanken. Daß andererseits wieder dem „Opferinn“ unserer Bevölkerung — insbesondere der ländlichen — die Entschließung über gesetzlich festgelegte Rechte anheimgestellt wird, ist fehlgehende Schwäche. Denn wie es um diesen Opferinn bestellt ist, zeigt am besten die große Anzahl der Rekurse gegen die vom Volk selbst beschlossene Steuer. In der Mitte zwischen ängstlichem Bürokratismus und verständnisloser Demokratie — um nicht zu sagen Demagogie — leidet das zarte Blümlein Schule und Kultur Ungeheuerliches.

Aus diesem nun den Schluß zu ziehen, wie es die Czernowitzer „Deutsche Volkszeitung“ tut, daß die konfessionelle Schule überhaupt verschwinden müsse, wäre zum mindesten verfrüht. Denn der Staat bietet gegenwärtig viel zu geringe Garantien für die Erhaltung einer deutschen Schule. Helfen kann allein die Erweckung einer Volksgesinnung, die

über alle Standesgegensätze, gesetzliche Verkläufelungen, schwerfällige Verwaltungswege hinaus gern und freudig das an materieller Abgabe leiht, was ihr die deutsche Kultur wert ist. Wie es das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ andeutet, muß es sein, es muß Überzeugung aller Stände, insbesondere unserer Intelligenz werden, daß es sich um Wahrung der eigensten Interessen handelt, nicht um „Opfer, die man den Lehrern bringt“. Will der Bauer durch seine an deutschen Vorbildern geschulte höhere landwirtschaftliche Kultur konkurrenzfähig bleiben, will der Handwerker durch größere Intelligenz bessere Qualitätsarbeit leisten und in seinen Mußestunden sich an deutschem Lied und Sang erfreuen, will der Kaufmann und Industrielle durch sein Deutschsein teilhaben an der hohen geschäftlichen Achtung, die man dem Deutschen auch heute noch in aller Welt entgegenbringt, will der Arzt, der Rechtsanwalt, der Beamte weiter in einer deutschen geistigen Atmosphäre (in Theater, Konzert, Lektüre) leben und wollen sie alle, daß ihre Kinder ebenso teilhaben sollen an dieser uns einmal angestammten Kultur — dann mögen sie Sorge tragen dafür, daß ihr Rückgrat, unsere Schule, nicht verkümmere. Daß ein Stand allein seine Lebensarbeit als Opfer für die anderen alle darbringe, können sie nicht verlangen. Und daß sie sich mit dem Refurs in der Hand um der „Opfer“ willen, die sie bringen, loben lassen, möge ihnen die Schamröte ins Gesicht treiben. Die äußeren Wege aus der gegenwärtigen Verfahrenheit herauszufinden, ist Sache der damit Betrauten. Aber den Grund und Boden zu bereiten, auf dem dann auch ein etwas ungeschicktes Gebäude feststehen kann, ist unser aller Sache. Jedes Volk hat die Schule und damit die Kultur, die es sich selbst verdient.

Kritik des Tages

Die **Adam Müller-Guttenbrunn-**feier. Am Pfingstsonntag ist auf Anregung des schwäbischen Kulturverbandes am Geburtshause Adam Müller-Guttenbrunn eine einfache Gedenktafel enthüllt worden. Die Feierlichkeiten, unter denen sich die Enthüllung abspielte, und die zahlreichen Reden mit ihrem Gelöbnis zum Deutschtum, die von Vertretern aller Richtungen gehalten wurden, haben diesem Pfingstfest zu Guttenbrunn eine weittragende Bedeutung gegeben.

Das für die Zukunft Bleibende, das die rasch verrauschten Feststunden überdauern wird, ist wohl ein Doppeltes. Einmal war diese Feier ein Bekenntnis des Schwabentums zu seiner Heimat und zu seinem Deutschtum. Vor zehn, fünfzehn Jahren hatte sich der Schwabe so sehr auch seelisch mit den Geschicken des ungarischen Vaterlandes und des ungarischen Volkes identifiziert, daß er seinem eigenen Volke und seiner Heimat fast ein Fremder geworden war. Der Mittelpunkt und das Schwergewicht der schwäbischen Seele lag nicht im Banat, sondern in Budapest. Dies war auch der wesentliche und nicht überbrückbare Gegensatz des damaligen Schwabentums den Siebenbürger Sachsen gegenüber. Die Siebenbürger wurzelten ganz in ihrer Heimat, die Geschicke des weiteren Vaterlandes interessierten sie nur verstandesgemäß. Der Zusammenbruch mußte kommen, um die Schwaben zu ihrer Heimat zurückzuführen. Es war selbstverständlich, daß dies Wiederfinden der schwäbischen Heimat gleichzeitig auch ein Zurückfinden zum Deutschtum war. Hand in Hand ging damit auch die Erkenntnis, daß man dem Vaterland am besten von der sicheren Grundlage seiner Heimat und seines Volkes dient. Die Adam Müller-Guttenbrunnfeier war der Beweis dafür, wie sehr der Schwabe

wieder in seiner Heimat und damit in seinem Volke wurzelt.

Das andere aber, das derartigen Festen wie der Adam Müller-Guttenbrunnfeier für das Schwabentum eine bleibende Bedeutung gibt, ist das Sichfinden von Bauertum und Intelligenz. Bei den Siebenbürger Sachsen arbeiteten Intelligenz und Bauertum von jeher miteinander, die Intelligenz fühlte sich immer als der berufene Führer und Vertreter des Bauerntums. Ganz anders bei den Schwaben. Die „Herrischen“ gingen völlig andere Wege als die Bauern, denen sie lehten Endes doch auch entstammten. Nicht Pflege und Verteidigung des Bauerntums als des ewigen Jungborns eines jeden Volkes, sondern Mißachtung, ja sogar Verachtung des Bauernstandes war die Lösung der „Herrischen“. Statt dem Volke die Führer zu geben, überließen sie es lieber ihrem Schicksal; man trachtete vor allem danach, den ungarischen Gentry nachzueifern und womöglich ihnen gleichgeachtet zu werden, statt sich mit den Fragen und Nöten der Bauern zu beschäftigen. Dies ist heute auch anders geworden. Die schwäbische Intelligenz weiß heute, wo ihr Platz ist. „Bäuerische“ und „Herrische“ stehen sich heute nicht mehr fremd oder gar feindlich gegenüber, sondern haben sich endlich auch gefunden. Es war dies die notwendige Folge des Zurückfindens zur schwäbischen Heimat. Feste, wie die Adam Müller-Guttenbrunnfeier, dienen dazu, die Brücke zwischen Intelligenz und Bauertum immer fester werden zu lassen.

Von diesen Gesichtspunkten aus gesehen, war die Adam Müller-Guttenbrunnfeier ein Bekenntnis- und Versöhnungs-fest — ein Bekenntnis zu Heimat und Deutschtum und eine Versöhnung zwischen Intelligenz und Bauertum. —k.

Mitteilungen der Schriftleitung

Nachdruck ist nur nach eingeholter Bewilligung der Schriftleitung gestattet. Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur

dann zurückgestellt, wenn Rückporto beigelegt ist. Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt.